

zylindrische Fülle. Sie hat sich überall eingebürgert — nicht, weil sie das Beste dieser Art ist, sondern weil man sich mit solchen Kleinigkeiten nicht weiter abgab. Die Nachteile wurden dann aber doch erkannt, und so kamen verschiedene andere Befestigungsarten auf den Markt. Aber sie waren so kompliziert, daß zwar die Geräte festhielten; brach jedoch einmal der Stiel — und das ist manchmal unvermeidlich —, so war der neue Stiel kaum wieder einzuziehen. Neuerdings hat man nun eine Befestigungsart (vgl. Abb 21) herausgebracht, welche die runde Fülle mit dem Nagelloch durch eine konische Fülle ersetzt. Es wird behauptet, daß diese Fülle ohne Nagelung den Stiel sehr gut festhalte. Behauptet wird jedoch viel, und deshalb machte sich die Versuchsanstalt für Landarbeitslehre in Bonn nach, die neue Befestigungsart zu prüfen. Das Einstellen kostete, wie diese Prüfung feststellte, bei der konischen Fülle weniger Zeit und Sorgfalt als bei der alten Fülle. Doch der Zeitunterschied ist ohne Belang. Weiter wurde festgestellt, daß sich die Stiele bei beiden genannten Befestigungsarten durch starkes Eintreiben so feststellen lassen, daß das Gerät nur mit Gewalt und Hammerhilfe wieder abgeschlagen werden kann. Erfahrungsgemäß lockern sich die Stiele

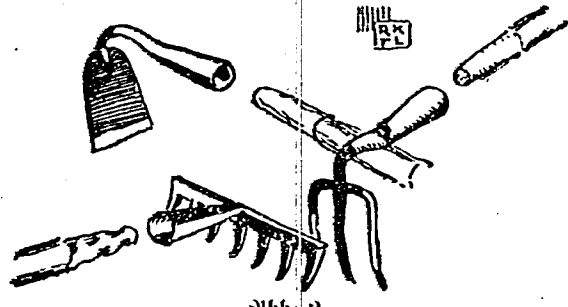


Abb. 2

aber durch Eintrocknen bei heißem Wetter. Um nun beide Befestigungsarten daraufhin zu prüfen, wurden die Stiele einige Stunden in Wasser gelegt, dann aufgeschlagen und zwei Tage in einem Heizraum bis zur völligen Austrocknung aufgestellt. Der Erfolg war, daß die Stiele sich von zylindrischen Füllen lockerten und abfielen, während die Stiele in den konischen Füllen fester hielten und unempfindlicher gegen Witterungseinflüsse waren.

Gesundheitspflege.

Wann soll man eine Brille tragen?

Man sollte meinen, es gäbe keine gesundheitliche Angelegenheit, die leichter und sachlicher entschieden werden könnte, als die Frage, ob eine Brille getragen werden soll oder nicht. Wenn jemand keine genügende Sehschärfe besitzt, dann läßt er sich die passende Fülle ansuchen, und damit ist es erledigt. Aber so einfach ist es in Wirklichkeit doch nicht. Da gibt es auf der einen Seite Leute, die zur Stille ihrer Gehirnsarbeit durchaus eine Brille tragen zu müssen glauben, ohne ihrer wirklich zu bedürfen. Umgekehrt aber kann man nicht selten Menschen finden, die sich hartnäckig gegen die Verordnung der notwendigen Brille sträuben, weil sie in dem Vorurteil befangen sind, daß das Sehen durch die Brille erst recht „die Augen verdirbt“. Die Benutzung einer Brille kann aus verschiedenen Gründen notwendig werden. Von dem Erfolg der durch die Staropektion entfernten Augenlinse sei abgesehen, da die davon betroffenen Menschen schon gelegentlich des Eingriffes über die Brillenbeschaffung befragt werden. Die Sehstörungen, die in der Regel die Brillenverordnung erfordern, sind Kurz- oder Weitsichtigkeit und — davon wesentlich verschieden — die Alterssichtigkeit. Kurz- und Weitsichtigkeit sind angeboren oder entstehen im jugendlichen Alter. Sie beruhen auf einer krankhaften Verlängerung oder Verkürzung des waagerechten Augendurchmessers. Daher liegt das Bild entfernter Gegenstände bei Kurzsichtigen vor, bei Weitsichtigen hinter der Netzhaut, wird also nicht scharf auf der lichtempfindlichen Schicht abgebildet. Der Kurzsichtige sieht wohl in der Nähe liegende Gegenstände scharf; wenn er sich aber Mühe gibt, in die Ferne scharf zu sehen, so verliert er durch stärkere Einstrahlung des

Bild noch weiter nach vorn, macht also den Fehler noch schlimmer. Der Weitsichtige kann in gewissen Grenzen durch Anspannung der Augenmuskulatur seine mangelnde Sehschärfe verbessern; aber er beansprucht zu diesem Zweck seine Augenmuskulatur über das natürliche Maß hinaus, und zwar auch für die Ferne. Diese Anstrengung erzeugt Ermüdungsgefühl. Daraus ist also zu folgern, daß geringe Kurzsichtigkeit nur zum scharfen Fernsehen einer Brille bedarf. Bei höheren Graden von Kurzsichtigkeit ist aber auch eine Nahbrille erforderlich, damit — besonders bei Jugendlichen — das Krümmen mit dem fast auf dem Buche liegenden Kopf vermieden wird. Der Weitsichtige dagegen muß von der Ueberanstrengung seiner Augenmuskeln entlastet werden, da sie leicht Kopfschmerzen verursacht und nach kurzer Zeit zur Augenmuskelschwäche führt. Daher ist für den Weitsichtigen meist in jeder Lage die Benutzung der Brille nötig. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Alterssichtigkeit. Gegen das 50. Lebensjahr verliert die bis dahin elastische Augenlinse ihre Fähigkeit, sich den wechselnden Entfernungen anzupassen. Der Nahpunkt, d. h. die kürzeste Entfernung, in der noch scharf gesehen werden kann, rückt allmählich immer weiter hinaus, und schließlich — etwa um das 60. Jahr — kann das normale Auge nur Gegenstände, die mehrere Meter entfernt sind, scharf erblicken. Diese gute Sehschärfe für entfernte Dinge kann dann das ganze Leben lang verbleiben, und die nicht krankhafte, sondern natürliche Augenveränderung kann und soll fortlaufend durch entsprechende Brillen aufgewogen werden. Dabei muß darauf geachtet werden, daß die jeweils schwächsten Gläser gewählt werden, die das Nahsehen ermöglichen.

Nach Feierabend.

Anteilnahme. Man erzählte von der Gattin eines berühmten Musikers: sie sammelte jedes Zettelchen, das Schriftzüge ihres Mannes trägt, jeden Briefumschlag, jede Kofferadresse. „Das ist noch gar nichts“, sagte ein ebenso berühmter Dichter. „Meine Erste, von der ich geschieden bin, ist bei den Ausschmittbüros abommiert, um von jedem Buch zu erfahren, jeder neuen Auflage, die da erscheinen wird, von jedem Vortrag, den ich zu halten gedachte.“ „Die Arme liebt Sie so sehr?“ „Nein. Aber sie läßt mir die Honorare pfänden.“

Angemessene Strafe. „Erl haben Sie den Kläger mit den größten Schimpfworten beleidigt und dann haben Sie ihm auch noch eine Ohrfeige gegeben?“ „Ja, wissen Sie, Herr Richter, mir ist erst später eingefallen, daß der Mann ja schwerhörig ist.“

Bemerkliches.

Der Speisewagen ist für alle Mitreisenden da. Es ist in letzter Zeit wieder vielfach zu beobachten, daß sich Reisende, besonders bei kürzeren Strecken, in den Speisewagen legen und dort bei einer Tasse Kaffee oder dergleichen während der ganzen Fahrt sitzen bleiben. Diese Reisenden weigern sich dann häufig noch, bei stark besetztem Wagen ihre Plätze für andere Gäste freizumachen, so daß immer wieder Beschwerden der dadurch benachteiligten Reisenden einlaufen. Die Reichsbahn ersucht deshalb in einem Rundschreiben das Zug- und Speisewagenpersonal, gemeinsam auf die Beseitigung dieses Mißstandes hinzuwirken.

Kettenhund! Gibt es eine größere Grausamkeit, als einen treuen Vierbeiner in der Winternacht an der Kette liegen zu lassen? Bewegung schafft Wärme. Aber woher soll so ein gemartertes Tier Wärme schaffen, wenn es keinerlei Bewegung hat. Vielleicht ist auch noch die Hütte verwarlost! Es gibt ja so viele Herrschaftshäuser, wo der Wächter seitens der Herrschaft kaum beachtet wird — das Schöffhündchen hat es entschieden besser. Darum laßt den Kettenhund in der Nacht frei laufen, gebt ihm eine windstichere Hülle, legt darein oft und öfter gutes reines Stroh, bestreut einen Saal vor dem Einschlupf, sorgt für Reinlichkeit in der Umgebung der Hütte, verabfolgt dem treuen Wächter täglich einmal seine warme Kost, wartet seiner, denn ihr seid Menschen. Nur Unmenschen lassen die armen Tiere leiden; der „Gerecht erbarntet sich seines Viehes“!

Schwedter Familienblatt

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage

zum Schwedter Tageblatt



Nummer 6

Sonnabend, den 3. Februar 1930

Das Auge des Kä.

Roman von Edmund Sobott.

(6)

(Fortsetzung.)

„Wenn alles so anfällt, Konni, wie ich es mir denke, dann sind wir gemachte Leute, dann bauen wir Flugmaschinen, mit denen man in der Luft herumgondeln kann wie heutzutage mit den alten Benzolkommoden auf der Straße. Sag, Konni, wenn du Familienvater wärest — Volt behäre dir das Glück! — und du könntest dir ein Flugzeug für — sagen wir zweieinhalbtausend Mark kaufen — würdest du das tun?“

„Ohne mit der Wimper zu zucken.“

Bernick lachte: „Na, also! Alle Welt kauft sich so'n Ding! Alle Welt macht zweihundertfünfzig Stundenkilometer, frühstückt in Berlin und ist zu Mittag Maffaroni in Genua. Kein, was?“

Und Bernick rechnete vor: Aluminium würde fünfmal teurer sein als das neue Material, die ganze Maschine aber nur ein Drittel des Gewichtes der jetzigen haben. Entweder also würde die Nutzlast größer oder die Geschwindigkeit, denn auch der Motor sollte zum größten Teil aus dem neuen Material gebaut werden, und man gelangte dadurch, allerdings auf einem beträchtlichen Umwege, zu dem noch immer in unerreichlicher Ferne lockenden Reichmotor.

Oppen hörte wortlos zu, und langsam begeisterte er sich an den oft gehörten Zukunftsplänen des Freundes, und es war wohl die Arbeit dieses und der vergangenen Tage, die plötzlich in ihm eine Lust und einen Ehrgeiz erweckten, wie er sie bislang noch nicht gekannt hatte. Mit einem Male fühlte er, daß die Welt, die ganze große Welt auf das Ergebnis der Versuche wartete, die hier in dem kleinen Laboratorium vor sich gingen. Er sah die lange Reihe aller derer vor sich, die mitgearbeitet hatten am Fortschritt der Welt und er fühlte, daß man ihm einen Platz frei machte, um in diese Reihe einzutreten, in die Reihe der Männer, deren Gedanken, zu Stahl und Eisen geworden, über den Köpfen der Menschen rauschten und langen, deren Gedanken in Schiffsriesen den Ozean durchstügelten und als stählerne Vögel die Rüste durchquerten. Er fühlte den Pulsschlag einer mächtigen, rasenden Peil in seinen Adern hämmern. Gewaltiges geschah an allen Ecken und Enden der Welt, noch Gewaltigeres blieb zu tun übrig. Und was er und Bernick, was tausend und aber tausend andere Gehirne erfannen und ergrübelten, formte sich zu einer ungeheuren, allgewaltigen Einheit: dem Anstich des zwanzigsten Jahrhunderts, das gemeißelt war aus Willenskraft, Selbstbewußtsein, Tatendrang und Machtwillen.

„Wir werden es schaffen! Wir werden es schaffen, Volk!“ flüsterte er erregt. „Alle Kräfte legen wir dran, und wir werden es schaffen! Und wenn es so weit ist...“

Sekundenlang sah er vor sich riesige Hallen, er sah qualmende Schornsteine sich recken und hörte die Treibriemen laufen, er hörte das Rollen und Poltern von Walzwerken, das belierende Schreien zerschnittener Eisens, Propellerrauschen war in den Lüften. Ein winziges Menschenhirn dachte, und aus riesigen Oefen schloß flüssiges Eisen; tausend und aber tausend Hände hämmerten und pochten, schufteten, mit mächtigen Zangen bewaffnet, gleisende Eisenblöcke durch die Walzen, zentnerschwere Presshämmer donnerten nieder — Arbeit! Arbeit!

Während des ganzen Nachmittags blieben sie in der Gießerei. Viele Aufträge waren zu den Kernen, die im Sommer gelaufen wurden, noch zu erledigen. Neufonstruktionen mußten im letzten Augenblick noch herausgebracht werden.

Erstickender, gelber Qualm lag über der Gießhalle, obwohl die beiden Ventilatoren an den Stirnseiten der Halle keine Minute lang stillstanden. Mit schweißtreisendem, schmutzgetriggertem Oberkörper standen die Schmelzer an ihren Oefen. Rotglühende, leere Tiegel lagen auf dem Boden umher. Fehle Dämmerung, wie vor einem schweren Gewitter, lag in der Halle, die elektrischen Transporter schwammen in der Höhe wie kraftlose Nebelmonde. Plötzlich schiebt dumpfe rote Glut durch den Qualm: ein Ofen ist geöffnet worden, und zwei Männer tragen an langen Trägerstangen den glühendeniegel, in dem das flüssige Metall schwappt, hinüber zu den fertigen Formen. Auf dem Staub und Sand des Bodens schwellt die abgeschöpfte Schlacke. Der beizende Bestand von Schwefel und verbranntem Staub legt sich beklemmend auf die Lungen. Und während die Lehrgungen Sand auf die noch rot glühenden Einlastrichter streuen, werden schon neue Reihen von fertigen Formerkästen herbeigeschleppt und in Reiß und Wied aufgestellt.

Sechstes Kapitel.

Drei Tage lang kam Oppen aus der Gießhalle und dem Laboratorium nicht heraus. Am Abend des dritten Tages fand er, als er das kleine Kontor betrat, neben dem Telefon einen kleinen Zettel. „Fräulein Karoly wünscht Ihren Anruf“, stand darauf.

Er ließ sich, ganz erschlagen von der ununterbrochenen Arbeit, in den knarrenden Schreibstühlen fallen, zerschnüllte den Zettel und warf ihn gedankenlos in den Papierkorb. Er blätterte in den Briefen und Druckjahren, die auf dem Schreibtisch verstreut lagen, ohne ein Wort zu lesen, und plötzlich fiel ihm ein, daß er eben den Namen Karoly gelesen hatte. Er sollte Elsa anrufen.

Elsa — — —? Er lauschte in sich hinein, und aus seinem Herzen klang ein Rufen herauf. Elsa, liebe,

kleine Elja. Wie war es nur möglich, daß er sie auf so lange Zeit vergessen konnte? Er sann nach und hörte Bernick's Stimme sagen: Im Bereich der Firma Bernick und Oppen ist die Einfuhr von Luxuswaren verboten! Aber viel lauter als diese mahnende Stimme klang Eljas sorgloses, kindliches Lachen.

Lächelnd nahm er den Hörer aus dem Ohr und rief sie an. „Du Höfer!“ rief Elja, als sie seine Stimme erkannte. „Wo steckst du? Was machst du? Warum läßt du nichts von dir hören?“

Er entschuldigte sich mit seiner Arbeit. „Unsinn!“ entgegnete sie. „Man arbeitet doch nicht ununterbrochen drei Tage lang!“

„Doch, Elja!“ „Schwinde dich nicht heraus! Du hast geschmollt!“ Sie ließ sich das beste Versprechen geben, daß er sofort zu ihr kommen würde, und er gab es ihr.

„Sei pünktlich!“ mahnte sie noch zum Schluß. „In einer Stunde mußt du hier sein!“

Er legte den Hörer auf die Gabel zurück und stand auf. Eine erwartungsvolle Fröhlichkeit war in ihm, und auch ohne Eljas Mahnung hätte er sich beeilt.

Als er nach einer halben Stunde über den Hof schritt und zum Bahnhof gehen wollte, kam Bernick gerade aus der Werkstatt:

„Manul Konnil! Im Sonntagskleidchen? Wohin?“

„In die Stadt, Doff.“

„Wann bist du zurück?“

„Ich weiß nicht, aber so bald wie möglich.“

Bernick zog den Mundwinkel empor: „Grüß das teure Fräulein jedenfalls von mir, Konnil! Auf Wiedersehen!“

„Alter Brummbar!“ lachte Oppen hinter ihm her und machte sich auf den Weg.

Elja erwartete ihn schon. Als er über den Hof des Gartenhauses ging, rief sie ihm ihren Gruß schon vom Balkon aus entgegen und empfing ihn dann, ein wenig schuldbehaftet und verlegen im Salon ihrer Wirtin, bei ihr bei besonderen Anlässen zur Verfügung stand. Sie hatte sich heute ganz besonders geschmückt. Das geblühte mit breiten violetten Aufschlägen geschmückte Teekleid hatte Oppen noch nicht gesehen, und er fand, daß sie prachtvoll darin ansähe. Sie ließ sich bewundern und war befriedigt.

Keinen Vorwurf hörte er jetzt mehr, und als der Samowar neben ihnen summt, und sie sich an dem kleinen Teetischchen gegenüber setzen, senkte sie mit erheuchelter Demut die Lider und fragte, ob er ihr noch immer böse sei.

„Aber Elja, ich habe wirklich viel zu tun gehabt und konnte nur aus diesem Grunde nichts von mir hören lassen.“

Sie nahm seine Hände zwischen die ihren und betrachtete sie: „Ich hasse deine Arbeit! Sieh nur, wie deine Hände aussehen, wund, rot und ganz hart sind sie. Warum mußt du denn so viel arbeiten?“

Er lachte: „Weil ich leben muß!“

„Ja, aber warum mußt du denn gerade solche Arbeit tun?“ Er zauderte, sah Elja ein wenig nachdenklich an und erzählte dann plötzlich, sprach von großen Plänen, an denen er mit Bernick arbeitete, von den großen Veränderungen, die ihre Erfindung hervorrufen würde, wenn alles nach Wunsch ginge. Er sprach von seiner Arbeit mit all der Inbrunst und dem Glückgefühl, das in diesen letzten Tagen in ihm wach geworden war. Er empfand das Bedürfnis, sich mitzuteilen, die Teilnahme der Frau zu erringen, die er liebte, oder wenigstens ihr Verständnis zu finden für die Aufgaben, denen er sich untertan gemacht hatte, und die sein Leben ausfüllen sollten.

Elja hörte ihm aufmerksam zu, sie ließ den Tee aus dem Samowar in die dünnen Schalen fließen, stellte die Zuckerdose und die Kristallfläschchen zurecht, in denen sich die Essenzen und der Kognak befanden, und kreuzte dann die Hände im Schoß.

Aber als er gar nicht aufhören wollte zu sprechen, verschloß sie ihm, mitten im Satz, den Mund mit einem langen Kuck:

„Ach, Konnil, du Dummer, nun sprich nicht mehr davon, ich weiß ja, du wirst ein großer Mann werden und reich auch, aber nun laß die Arbeit sein, gell?“ Und bevor er noch antworten konnte, umschlang sie wieder seinen Hals und küßte ihn. „Lieb habe ich dich, du Kördichter, böser Konnil! Und du? Du sprichst nur immer von deiner Arbeit, die dir alle Zeit fortnimmt, und die dir viel lieber ist als ich!“

„Ja“, sagte Oppen ernsthaft und ganz ruhig, „du hast recht, und es wäre schlimm, wenn es anders wäre.“



Einen Augenblick lang zogen sich Eljas Augenbrauen zusammen, aber dann lachte sie wieder. Sie warf sich in ihren Sessel zurück und breitete die Arme aus. Ihr weißer Hals leuchtete aus dem violett umrandeten Ausschnitt des Kleides. „Wer ist die schönste Frau?“ fragte verheißend ihr Blick.

Oppen neigte sich über ihre Hände und küßte sie.

Während sie den Tee tranken und knuspriges, süßes Gebäck naschten, erzählte Elja in heißer Erregung von dem Aufsehen, das ihre Erbschaft bei ihren Kollegen und Kolleginnen gemacht hatte. Durch hundert Hände war der Stein schon gewandert, und jeder hatte Worte des höchsten Beifalls gesprochen.

„Keinem Menschen habe ich natürlich gesagt, daß der Stein mir Glück bringen wird!“ sagte sie heimlich.

„Bist du noch immer so fest davon überzeugt?“ fragte Oppen lächelnd.

„Überzeugt? Ich glaube daran, Konnil, so fest wie — wie — nun, es gibt nichts, an das ich ebenso fest glaube. Meinst du, daß es nur ein Zufall war, daß der Fürst Cardona Marschall wurde? Nein, der Diamant hat ihm geholfen, und mir wird er auch helfen! Meinst du, ich will mein Leben lang an einer Vorstadtbühne Burgen spielen oder bei einer großen Bühne in der Kompartie mitkommen? Nein, Konnil!“ Sie strich das Haar mit einer nervösen Handbewegung zurück und fuhr etwas ruhiger fort: „Sieh, Konnil, wenn ich so durch die Straßen geh, ist mir's, als ob alle Menschen auf mich warten, als ob sie mich aufmuntern wollten. Gemach, bald ist's so weit! Fünf Jahre ist's her, seit ich fort bin aus Buda-pest. Sunaria bin ich fortananaen, ich wollte viel, viel

Masse. Mit dieser Farce werden die Eierhälfen so hoch gefüllt, daß sie wie ein ganzes Ei wirken, und mit Wasser glattgeschlagen. Nun ordnet man sie auf einer Platte an, überlegt sie mit wenig Fleischbrühe, bedeckt sie mit einem gebutterten Pergamentpapier und schiebt sie für 10 Minuten in den Bratofen. Man übergießt diese überbackenen Eier mit einer kräftigen Bejamellente.

Reisfarrn. Man kocht 300 Gramm Reis, der vorher gewaschen und gebrüht wurde, in Milch mit etwas Butter weich, bis er dick geworden ist. Dann gibt man etwas Salz, Zucker und Vanille hinzu und läßt alles erkalten. Ist die Masse abgekühlt, rührt man 70 Gramm zerlassene Butter und vier Eier darunter, läßt sie eine Stunde stehen und bäckt sie in einem heißen Ofen in gut ausgebutterter Form. — Man kann auch mit der Butter eingelegte, entfeinte, saure Ritzfahen darunter mischen und den Saft später dazu reichen.

Apfel-Eierkuchen. Man schält acht bis zehn Borsdorfer oder Goldreinetten, schneidet sie in nicht zu feine Scheiben, bestreut diese mit Zucker und Zimt, gießt einige Löffel feinen Rum darüber und läßt sie in einer zugebedeckten Schüssel eine Stunde stehen, worauf man einen Teil davon in einem Topf mit einem Stück Butter einige Minuten dämpfen läßt und dann mit einer Schöpfkelle voll von einem Eierkuchenteig übergießt, den man aus 1/2 Liter Milch, sechs Eßlöffel voll Mehl, etwas Salz, sechs Eibottern und dem Schnee der sechs Eiweiße unter kühligem Untereinanderquirlen bereitet. Man bestreut ihn mit Zucker und Zimt und gibt eine Fruchtstücke dazu.

Ehe man Flanell verarbeitet, lege man ihn in eine Wanne, giesse kochendes Wasser darüber, lasse es stehen, bis das Wasser kalt ist, wringe den Stoff aus und lasse ihn trocknen. Flanell in dieser Weise behandelt, wird nie mehr bei der Wäsche einlaufen.

Reinigung des Ausgusses. Es ist ratsam, einmal in der Woche über Nacht ein wenig Chloralkali in den Ausguß zu tun. Morgens spüle man mit kochendem Wasser nach. Der Chloralkali entfernt das Fett im Ausgußrohr und wirkt dazu desinfizierend.

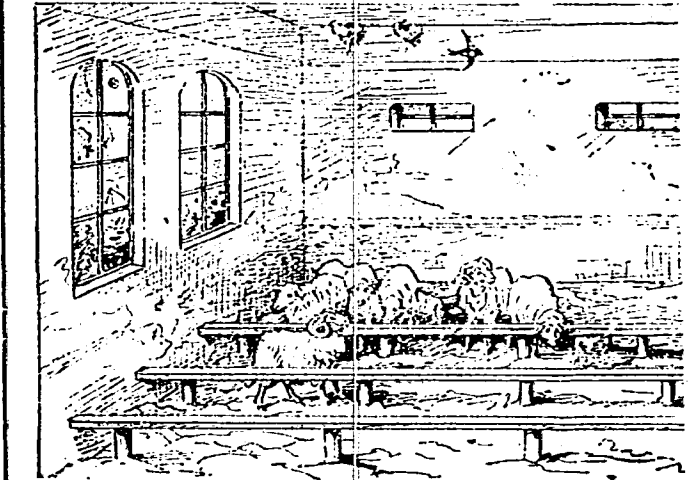


Der Reichs-Milchausschuss-Freiballon. Auf dem Tempelhofer Feld in Berlin fand in Gegenwart des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft, Dietrich, die Taufe und der erste Aufstieg des vom Reichs-milchausschuss in Dienst gestellten Werbefreiballons statt.

Haustierzucht und -Pfleger.

Mehrere Schafböcke in einem Stall.

Wo man mehrere Schafböcke bei der Herde hält, da erfordert ihre Unterbringung im Stall gemeinsam mit den anderen Schafen Vorrichtungen, die den Böcken gegenseitige ernstere Beschädigungen beim Kämpfen verwehren. Dabei brauchen die Böcke keineswegs immer in enge und oft genug dunkle Buchten gesperrt werden, sondern sie können auch im gemeinsamen Stall bleiben, wenn dieser eine etwa dem hier beigegebenen Bilde entsprechende Einrichtung aufweist. Die im Bilde stehenden, leicht und billig anzubringenden Barrieren dürfen nicht so niedrig sein, daß Lämmer darüber



hinwegklettern können und ausgewachsene Schafe beim Hinweggehen Schaden an den Beinen zu nehmen vermögen. Die Lämmer sollen unten hindurchkriechen und die anderen Schafe leicht darüber hinwegklettern können. Den Böcken aber soll durch Höhe und Anordnung dieser Barrieren die Möglichkeit zu eigentlichem Amlauf genommen werden, wenn sie aufeinander losgehen wollen. Was sich dann an Kampfspuren und -folgen ergibt, ist fast immer zu verschmerzen. Dem steht auch noch der große Vorteil zur Seite, daß sich die Böcke auch im Stall reichlich tummeln können, mithin gesund und länger zuchttauglich bleiben.

Feld und Garten.

Der Nerger mit den Stielen an Gartengeräten.

Im entscheidenden Augenblick fallen Hacke, Gabel und Harke oder Rechen immer vom Stiel. Natürlich ist das nicht weiter schlimm; der Stiel wird eben wieder angesteckt. Bald fällt er dann aber wieder herunter, und das „anmutige Spiel“ setzt sich fort. Wer nun ganz klug ist, der steckt den Stiel einige Minuten in Wasser oder — noch besser — Jaudje. Dann hält er ein wenig länger — aber auch nur

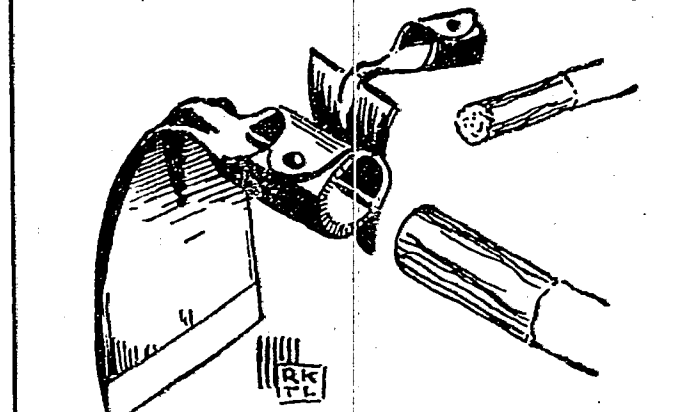


Abb. 1 ein wenig, und bald geht das Anstecken wieder los. Für die Stielbefestigung bei den in Rede stehenden Gartengeräten ist allgemein üblich die hier in Abb. 1 angezeigte

Herd und Scholle

Das Reich der Frau.

Dies und jenes über Säuglingspflege und -erziehung. Das tägliche Bad. — Die Kleidung. — Die erste Weisheit. Das Prüfen der Gewichtszunahme.

Mit der großen Freude einer jungen Mutter, wenn sie zum erstenmal ihr Kind in den Armen hält, erwachen auch die ersten Sorgen. So ein kleines Neugeborenes ist völlig hilflos und bedarf der größten und sorgsamsten Pflege. Aber so klein es ist, muß es schon erzogen werden. Es ist zu früh, mit der Erziehung zu beginnen, meinen Sie? O nein!

So ein kleines Wesen sieht völlig ratlos in der Welt, und, da es Tag und Nacht nicht unterscheiden kann, schreit es nachts genau so energisch wie am Tage. Es ist nicht egoistisch, wenn man es ruhig schreien läßt, ohne es etwa hochzunehmen. Hat man festgestellt, daß alles in Ordnung ist, lasse man es ruhig schreien. Es gehören oft nur wenige Tage dazu, und Baby schläft von seiner letzten Abendmahlzeit bis zum ersten Frühstück durch. Diese erste kleine Erziehungssorge nehmen Pflegerinnen oder die lieben Großmütter den jungen Müttern ab, denn bis diese die Pflege ihres Lieblinges übernehmen können, hat sich der kleine Erdenbürger schon daran gewöhnt, daß nachts keine „Futter-“, sondern „Schlafenszeit“ ist.

Unentbehrlich bei der Säuglingspflege ist das tägliche Bad. In der heißen Jahreszeit ist es zweckmäßig, das Kind in den kühlen Morgenstunden an die Luft zu bringen und mittags zu baden; im Herbst und Winter verlegt man das Bad am besten auf den Abend, damit das Kleine in den sonnigen Vormittagsstunden an die Luft gebracht werden kann. Das Badewasser muß immer die vorgegebene Temperatur haben: 35 Grad Celsius (im zweiten Halbjahr 34 Grad). Sie ist stets mit dem Badethermometer im Wasser zu prüfen. Die Schätzung der richtigen Wärme durch Eintauchen des Ellbogens oder der Hand ist wegen der Ungenauigkeit zu verwerfen. Die Kleinen lieben das nasse Element sehr und fühlen sich „im Bade“ äußerst wohl, was sie, wenn sie größer werden, durch lautes Lachen und tüchtiges Planschen kund tun. Die Mutter bekommt oft selbst ein halbes Bad, wenn Liebling badet und die halbe Stunde schwimmt — aber es ist doch immer wunderhübsch und lustig für Mutter und Kind, wenn das Kindchen im Wasser schwimmt.

Nach dem Bade erhält das Kind frische Wäsche und Kleidung. Ein Hemdchen aus leichtem weichen Stoff, darüber ein gewirktes Täschchen. Bis etwa zum fünften Monat wird es gewickelt, d. h.: Eine in Dreieckform gefaltete Windel aus porösem und möglichst saugfähigen, weichen Stoff wird locker um den Unterkörper geschlagen, darüber kommt ein viereckiges, etwa 60 bis 65 Zentimeter langes Tuch aus Wolle, darunter eine Gummianterlage, die nicht um den Leib des Kindes herumreichen darf, damit die Verdunstung der Feuchtigkeit nicht behindert wird. Darüber wird das Wickeltuch geschlagen; nicht zu fest, aber auch nicht zu lose. Nun, es lernt sich in der Praxis. Übung macht die Meisterin. Ist der Rücken kräftig genug, kann man mit dem Tragen von Kleiderchen und Strampelhöschen beginnen. Dazu gehören Strümpfchen und gehäkelte Schuhe. Mit dem Tragen von Lederschuhen lasse man sich Zeit, bis das Kind läuft. Gehäkelte Schuhe sind warm und weich und drücken die kleinen, zarten Füßchen nicht. Das An- und Ausziehen der „Gardetöbe“ lernt sich durch die Übung schnell, leicht und sicher.

Die Hauptnahrung der kleinen Kinder ist Milch. Das beste, das eine Mutter ihrem Kinde anzu kann, ist, daß sie ihr Kind selbst nährt. Wenn sie es aus Bequemlichkeit unterläßt, verflüchtigt sie sich an ihrem Kinde. Die Muttermilch hat stets die vorgegebene Wärme, ist nie verunreinigt und stets bakterienfrei. Es gibt nichts, das die Mutter-

milch ersetzen kann. Ist es einer Mutter nicht vergönnt, ihr Kind selbst stillen zu können, so lasse sie sich eine gute Kindermilch kommen und mache es sich zum Gesetz: Sauberkeit ist die heiligste Pflicht! Sauger und Flasche müssen nach jeder Mahlzeit gründlich gereinigt werden. Der Sauger ist am besten auszutrocknen oder mit Salz abzureiben. Ehe man dem Kinde das Gläschen reicht, prüfe man die Wärme der Milch am Augentid. Vor jeder Mahlzeit koste man die Milch, indem man sich einige Tropfen auf den Handrücken spritzt, das Verühren des Saugers mit dem Munde ist streng verboten! Im Durchschnitt reicht man fünfmal täglich die Flasche. Vom 5. und 6. Monat ab vergrößert sich der Speisegettel des Kleinen. Es erhält die erste Weisheit. Damit sind die kleinen Erdenbürger oft nicht einverstanden, und es gehört viel Geduld dazu, ihnen mit einem Löffel (man nimmt am besten einen Hornlöffel) ein dreites Gemenge in den Mund zu bringen. Aber bald kommen sie auf den Geschmack und vertilgen mit Vergnügen ihren Grießbrei, dem später etwas Gemüse beigelegt wird.

Eifrig prüft die junge Mutter wöchentlich die Gewichtszunahme ihres Lieblinges. Im ersten Vierteljahr nimmt ein gesundes Kind durchschnittlich 180 bis 200 Gramm, im zweiten Vierteljahr 180 Gramm zu. Es sind natürlich nur Durchschnittszahlen, und Abweichungen brauchen nicht gleich zu Besorgnis Anlaß geben. So vergeht Woche um Woche, und Baby wird ein Pfund nach dem andern schwerer, und darüber vergißt die Mutter alle Sorgen und Arbeit. Das erste Lebensjahr ist beim Aufstehen eines kleinen Menschen das schwerste. Da heißt es: läche Mühe verdrießen lassen! Es winkt das größte Glück, das einer Mutter zuteil werden kann; daß ihr Liebling ein gesunder und froher Mensch wird!

Küche und Haus.

Schmackhafte Gerichte für den Abendbrotisch.

Den Abendbrotisch appetitlich und nett herrichten, macht Spaß. Während man sich zu Mittag aus perfünären und praktischen Gründen mit einem Gericht zufriedengeben muß, dieses hauptsächlich darum, weil man nicht ausreichend Zeit zum langen Tafeln hat, freut man sich am Abend über das verschiedenartige Allerlei, das einem die nimmer müde Hausfrau vorseht. Um die heilige Jahreszeit sind es hauptsächlich die Eier, die die verschiedenartigste Verwendung finden.

Schinkenrahmester. Die Eier werden hartgekocht und durchgeschnitten. Das Gelbe der Eier wird feingewiegt, ebenfalls gekochter Schinken. Dann mit Butter, saurer Sahne, etwas Pfeffer und Salz gut verrührt und die Eihälften damit gefüllt. Eine Auflaufform wird mit Butter ausgefettet, die Eier hineingeseht und mit folgendem Guss übergossen: Einige ganze Eier werden mit saurer Sahne, Milch und einer Prise Salz verrührt, über die Eier gegossen und gebaden, bis sie braun sind. Backzeit 30 bis 40 Minuten.

Falscher Hering: Man zerdrückt 4 gekochte, mittelgroße Kartoffeln ganz fein, läßt sie erkalten, reibt 2 Äpfel, mitsch beides mit dem Hagen eines Herings und Eßig und Öl zu einem dicken Püree, gibt dieses in Form eines Fisches auf eine ovale Schüssel. Man belegt ihn mit dem abgekühlten, zu Streifen geschnittenen Fleisch eines Herings, steckt ihm den Kopf und den Schwanz des Herings ein, legt auf den Rücken eine Reihe Kapern und umkränzt mit eingelegten Salzgurken und Eiern.

Gartierte Eier. Man kocht Eier hart, schält und schneidet sie der Länge nach durch. Dann wird das Gelbe entfernt und mit ebensoviel Butter, 2 bis 3 rohen Gelbetein, Salz, Pfeffer, Mustat und feingewickelter Petersilie recht fein gerührt. Zum Schluß zieht man 50 Gramm getriebenen Parmesanfäse und 30 Gramm Semmelbrösel unter die

sehen und noch viel mehr erleben, und heute ist's noch genau so wie damals. Mich hungert, Konni, nach allem, was noch vor mir ist. Und ich will leben! leben! leben! Elsa tat einen tiefen Atemzug. Ihre Hände zitterten ein wenig um die geschneittenen Armlehnen des Sessels. Sie sah Oppen nicht an, ihre Wände verloren sich in einer Weite, und heller Glanz war in ihren Augen.

Fortsetzung folgt.

Kunterbunt aus aller Welt.

Tausendjährige Dinge. — Deutsche Not in Ost und West. — Die deutschen Frauen und Mädchen sind die besten der Welt.

Die erste Februarwoche stand mehr oder weniger im Zeichen der tausendjährigen Stemannsanleihe. Etwas gleichartiges hat weder die Finanzwelt noch die Welt der tausend Alltagskleinigkeiten bisher erlebt. Als seinerzeit der 99jährige Vertrag mit Rußland abgeschlossen wurde, da dachte wohl niemand daran, daß schon nach etwas mehr als 28 Jahren jene stolzen Abmachungen für null und nichtig erklärt wurden. Und wie war es denn mit jenem Bund, den einstens die deutschen Fürsten, „für alle Ewigkeit“, beschlossen haben? Noch nicht zwei Generationen waren vergangen, da legte das Schicksal die Träger jenes Bundes auseinander, und der Bund selbst mußte es sich gefallen lassen, daß an ihm böse herumgepfuscht wurde. Im deutschen Reiche haben wir außer unserer Geschichte mit ihrem wechselvollen Geschehen nur noch einen tausendjährigen Zeugen, vor dem wir bewundernd und verehrend stehen bleiben: den tausendjährigen Rosensta zu Hildesheim. Städte und Dörfer mit einer tausendjährigen Geschichte haben wir auch, sie haben sich im Laufe der Jahrhunderte aber modernisiert, so daß kaum ein Stein von ehedem noch auf dem anderen ruht. Nun kommen mit einem Male zwei mächtige Konzerne der wichtigsten und entwicklungsfähigsten Industrie der Gegenwart, der Elektrizität, und schließen einen Vertrag ab, der auf diesem Gebiete die alte mit der neuen Welt auf tausend Jahre verbindet! Soll das der Anfang eines verheißungsvollen internationalen Zusammenarbeitens sein? Von einem Anfange kann man kaum sprechen; denn internationale Verbindungen wirtschaftlicher und auch politischer Art bestehen schon lange, aber keine dürfte eine derartige Bedeutung haben, wie dieser Welt-Elektrotrakt, der hier durch wenige Federstriche für tausend Jahre geschaffen sein soll. Wir sagen mit Absicht nicht „geschaffen worden ist“, denn auch auf finanzpolitischen Gebiete gilt heute mehr denn je das Wort „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe.“ Immerhin wollen wir diesen „Silberstreifen“ am wirtschaftspolitischen Himmel nicht sofort bei seinem ersten Auftauchen durch allerlei Bedenken verdunkeln, sondern der starken Hoffnung Raum geben, daß er hält, was seine Väter sich von ihm versprochen.

Der Ruf von der Not des deutschen Ostens drang durch eine machtvolle Rundgebung unserer Ostprovinzen in der vergangenen Woche in alle deutschen Gauen. Für den Westen soll das laufende Jahr ja die völlige Befreiung von fremden Truppen bringen. Was der Westen für das gesamte deutsche Volk seit 1918 gelitten und ertragen hat, das wird im „Inlande“ wohl nie bis in seine letzte Einzelheit erkannt und begriffen werden. Nicht viel anders ist es mit dem Osten, der unter einer gänzlich unhaltbaren Grenzregulierung unjagbar leidet. Die Losreißung urdeutscher Provinzen vom Mutterlande und die Wegnahme der besten Kornkammern vom Deutschen Reiche sind für die Dauer unhaltbar, das muß nun endlich vom deutschen Volke in seiner Gesamtheit begriffen werden. Kein anderes Land der Erde, und sei es der primitivste Negerstaat, würde sich etwas derartiges gefallen lassen, und keinem anderen Staate der Erde könnte etwas derartiges widerfahren, weil dort die durch eine ganz selbstverständliche Einigkeit getragene Widerstandskraft des ganzen Volkes solche Ungerechtigkeiten sofort zunichte machen würde.

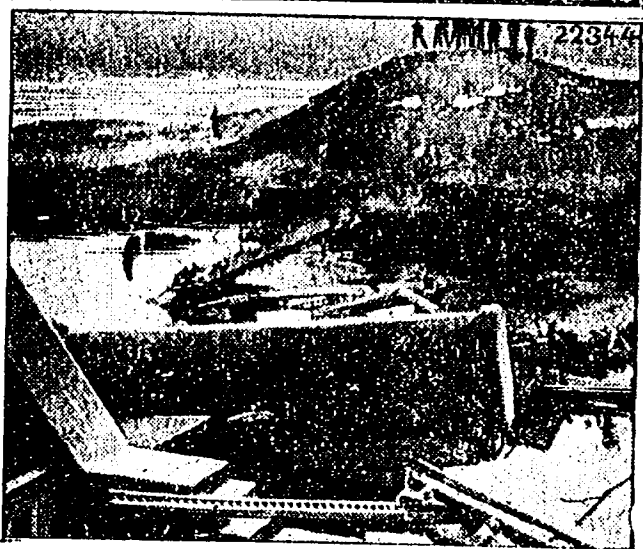
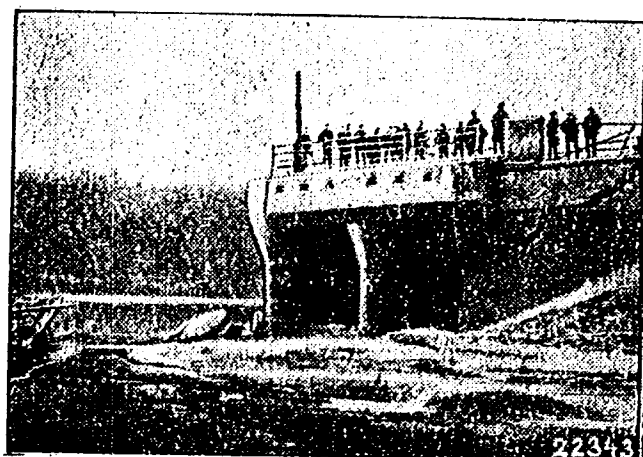
Vom deutschen Wejen, an dem nach des Dichters Weislagung einstens die Welt genesen soll, ist in unseren Tagen wirklich wenig zu verspüren. Beweise für diese Behauptung brauchen nicht erst durch die Druckerwärme erbracht zu werden, die liefert dem sehenden Auge und dem fühlenden Herzen heute jeder Tag mehr, als bald noch zu ertrauen ist.

Mit desto größerer Freude muß jedes Zeichen deutscher Werteskätzung in der großen Welt registriert werden. Da legte uns in dieser Woche der bekannte Wind, der schon vielfach auf Redaktionsstischen Freude — und auch Leid — angerichtet hat, eine Nachricht vor die Schreibmaschine, die wir umso lieber an dieser Stelle festhalten wollen, weil sie unsere lieben deutschen Hausfrauen betrifft, die unter den gegenwärtigen Zeiten ja in den meisten Fällen weit schwerer leiden, als sie zu erkennen geben. Vor wenigen Wochen verstarb in Newyork ein Multimillionär, Warberth, der in seinem Testament die Bestimmung traf, daß seine beiden Söhne nur dann in den Genuß der großen Erbschaft kommen sollen, wenn sie sich mit — deutschen Mädchen verheirateten. Der Verstorbenen selbst hatte eine deutsche Frau und diese, sowie ihre Schwestern, die seinen Haushalt vor seiner Verheiratung leiteten, mußten nach dem Testament derartige Muster von Tugenden gewesen sein, daß Warberth in seinen letzten Aufzeichnungen erklärte, daß die deutschen Frauen und Mädchen die besten der ganzen Welt seien. Wir freuen uns, dies unseren lieben Leserinnen hiermit mitgeteilt zu haben. Sollten hier und da einige unserer Leser diese Zeilen anders als mit reiflicher Zustimmung aufnehmen, so mögen sie dies dem Schicksal in die Schuhe schieben, das sie vielleicht die Ausnahmen kennen lernen ließ, die jede Regel zuläßt. Letzten Endes soll man bei den Ausnahmen auch nicht an den Gründen dazu achtslos vorübergehen. Wenn z. B. vor einigen Wochen in Berlin sich der Fall ereignete, daß die Frau eines Chauffeurs ihrer Nebenbuhlerin kurzerhand einen Eimer Teer über den Kopf jüllte und daß erst die Feuerwehr die „geleerte“ Geliebte wieder reinigen konnte, dann mag das doch mit ein bißchen an dem Manne liegen, der seiner Frau erst Anlaß zu solcher Wut gab. Man soll aus diesem Einzelfall aber keine Schlüsse auf die Allgemeinheit ziehen, im allgemeinen halten wir es mit der Ansicht des genannten Amerikaners und würden uns freuen, unsere Werteskätzung der deutschen Frauen und Mädchen durch ein gleiches Testament dokumentieren zu können. Leider langt es aber auch nicht annähernd dazu ...



Zwischen Himmel und Erde.
Ein Stilkäufer in den Bergen von St. Moritz in rajendem Fluge durch die Luft

Der verheerende Dammbbruch bei Stafforth.



Wie berichtet, erfolgte ein Dammbbruch des Stauwehrs bei Stafforth, etwa 10 Kilometer nordöstlich von Jaitrow (Kreis Flatow), wodurch sich circa drei Millionen Kubikmeter Wasser in den Küddowfluß ergossen und weite Ländereien überfluteten. Der Damm brach an der Schleuse, die durch die Gewalt der Wassermassen zur Hälfte eingerissen wurde. Die Stelle des Dammbrechens und die Zementblöcke und Eisenträger der durchgebrochenen Schleuse.

Gesundheitsschädliche Forschung.

Das zweite Kaiserischiff sichtbar.

Der Wasserpiegel des Nemi-Sees ist bereits um etwa 14 Meter gesenkt worden, so daß auch das zweite der viel besprochenen römischen Kaiserischiffe sichtbar wird. Da das Schiff zum größten Teil von Schlamm bedeckt ist und eine stark geneigte Lage hat, muß der Wasserpiegel noch um fünf bis sechs Meter gesenkt werden, damit das Schiff vollständig zum Vorschein kommen kann. Der Leiter der Bergungsarbeiten nimmt an, daß das zweite Schiff in seiner Bauart dem bereits trocken gelegten gleich, und vertritt im übrigen die Ansicht, daß die Schiffe nicht, wie bisher angenommen, Freudenischiffe des Kaisers Caligula gewesen seien, sondern dem Kult der Diana gedient hätten. Während nun mit Spannung dem Austausch des zweiten Schiffes entgegengesehen wird, werden die Arbeiten an dem bereits trocken gelegten ersten Schiff fortgesetzt. Man hofft, es noch vor Einsetzen der Hitze in Sicherheit zu bringen, damit es den Sonnenstrahlen des Sommers nicht mehr ausgesetzt ist. Das Schiff soll am Ufer in einem Museum untergebracht werden.

Dem Sommer sieht man in der Umgebung des Nemi-Sees mit gemischten Gefühlen entgegen, da schon im vergangenen Sommer infolge der Senkung des Wasserpiegels an den langsam trocknenden Ufern Wasserherde entstanden.

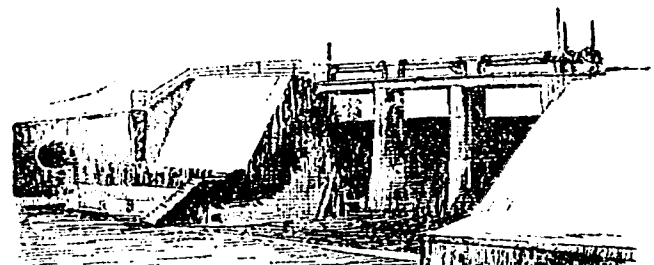
Berliner Missetat.

Neues Leben blüht an den Pleistätten. — Alles wird wieder wie es war. — Nur Berlin leidet Not, sucht nach Steuern und findet keine. — Der Mißgriff, der sich vorher erkennen läßt. — Herrenlose Häuser in Berlin.

Plötzlich brach die Welle der gastronomischen Pleiten über Berlin herein. Heute hört man nichts mehr von diesen Schwierigkeiten. Die Verkünder des völligen Zusammenbruchs aller Berliner Restaurants, Hotels, Tanzsälen, Gaststätten, der Berliner Kinos und Theater sind etwas übereifrig und gewissenlos. Wie man sieht, rentiert sich alles ein. Und sonderbarerweise ist stets Geld da, wenn es um Millionen geht. Munkelt man heute noch von Schwierigkeiten eines Theaters, so weiß man schon, auch sie werden überwunden. Obwohl bei den Theatern nichts zu verdienen ist, finden sie noch immer offene Hände und Männer, die sich danach drängen, einmal Theaterpächter oder Direktor zu werden. Und wenn man meint, seht, nachdem so deutlich bewiesen sei, daß es in Berlin zu viele Lokale gebe, werden neue nicht mehr eröffnet, sieht man sich wiederum getäuscht. Die Unternehmungslust kennt keine Grenzen. Wir haben neue Luxuslokale, intime Kneipen und sogar einen Zigeunerkeller erhalten. Den Mutigen gehört eben die Welt.

Das behaupten aber auch die dunklen Gestalten, die vor den bekannten Gaststätten auf und abstreifen und überall zu finden sind, wo es Menschen gibt, die einmal gerne ein Britisches Kolon nehmen und ihre Lebensgeister aufreizen wollen. So viel ist der Rauschgifthandel in Berlin bestärkt worden. Raun glaubt das Polizeidezernat für Rauschgifthandel, daß endlich alle unsauberen Elemente hinter Schloß und Riegel sind, müssen die nachspürenden Beamten wieder feststellen, daß immer noch Rauschgifte zu haben sind und die Lastermenschen nicht in Verlegenheit kommen. Ein Faden ist abgeschnitten, der andere neu geknüpft. Dem Mutigen gehört die Welt, sagen die Händler und sie haben Mut, denn sie finden immer wieder neue Männer und Frauen, die sich in ihre Dienste stellen und sie finden Großlieferanten, die für den verbotenen Stoff sorgen.

Praktischerweise wird man sich aber, sofern man von Berlin zu erzählen hat, heute nicht mit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Unternehmer und dem niemals aussehenden Sumpf der Großstadt beschäftigen, sondern heute die Not der Stadt selbst in den Vordergrund schieben. Bis ins kleinste Dorf hat man Interesse an den Vorgängen, die sich in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung und im Magistrat abspielen. Denn einmal liegt in diesen Vorgängen der Beweis für eine bodenlose Mißwirtschaft, die hier seit Jahren betrieben wurde, dann aber kommt noch hinzu, daß sich in allen Kommunen gleiche Erscheinungen eingestellt haben. Die Schulden sind gewachsen und die Einnahmequellen wollen sich nicht so recht erschließen lassen. In Berlin brüht man seit Wochen, wie das Defizit gedeckt werden kann und wieder Etat gemacht werden soll. Die Stadt hat die Verkehrstarife erhöht, sie hat Gas und Elektrizität im Preise gesteigert, aber immer noch will es nicht langem, um die Fehldifferenz auszugleichen. Und mit Recht wirft man die Frage auf, ob es nicht richtig wäre, städtischen Grundbesitz zu veräußern. Die Stadt hat in den letzten Jahren wahllos gekauft. Sie behauptete, sie treibe



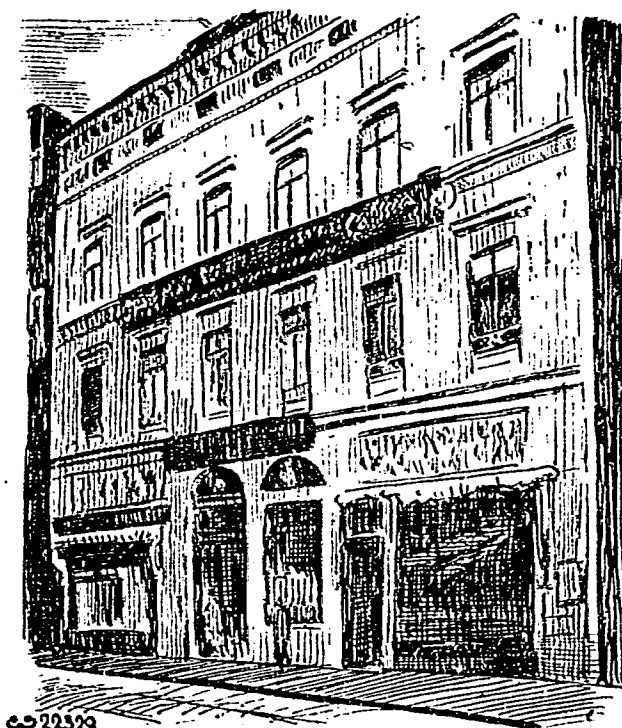
Das geborstene Stauwehr von Flederborn

Von den infolge des Dammbrechens herausströmenden Wassermassen wurde das Dorf Flederborn völlig eingeschlossen. Sogar in Schneidemühl stehen viele Häuser und alle Gärten unter Wasser.

Siedlungspolitik für die Zukunft. Aber sie hat nicht nur Siedlungsgelände erworben, sondern neben den vielen Rittergütern, Gütern und Domänen, noch viele Grundstücke in Berlin, die mit Siedlung nichts zu tun hatten, die nicht zur Straßenverbesserung notwendig waren und die teilweise nicht einmal bebaut werden sollten. Totes Kapital ist in Millionen investiert. Ob es sich durch Verkauf realisieren läßt, ist eine andere Frage.

Was hat alle Ursache, den Streit der Meinungen zu verfolgen, wie Berlin wieder in den Sattel gesetzt werden soll. Die unsichere Mehrheit im Stadtparlament erschwert alle Maßnahmen. Wäre sie vorhanden, so hätte man schon eine Steuer gefunden, denn letzten Endes müssen die Bürger, so oder so, die Kosten der Mißwirtschaft tragen. Aber alle Steuervorschläge sind bisher abgelehnt und nur auf zwei eigenartige Steuern ist man verfallen, die dazu den Reiz der Neuheit besitzen. Auf die Steuer für Hausangestellte und auf eine Luxussteuer für Wohnungen. Freilich, wenn die Statistiker ihre Arbeit getan haben, stellt sich sicherlich heraus, daß man zwei unrentable Steuerquellen erschließen will. Die Zahl der Angestellten nimmt in Berlin immer mehr ab. Und wer leistet sich heute schon eine Hausangestellte? Ein Luxus ist es nicht, wenn ein Ehepaar, das geschäftlich tätig ist, daheim den Haushalt von einer Angestellten in Ordnung bringen läßt. Und noch weniger, wenn die Mutter die Zahl der Kinder nicht allein besorgen kann, sondern fremde Hilfe braucht. Nur in sehr seltenen Fällen werden wohl Hausangestellte aus lauter Bequemlichkeit beschäftigt. Mit den Luxuswohnungen ist es nicht viel anders. Was ist eine Luxuswohnung? Da streiten sich die Leute herum, daß die Wohnungen zu klein sind, man möchte größere haben und soll nun größere noch als Luxus ansehen? Große Wohnungen sind in den meisten Fällen nicht aus Luxusbedürfnis bewohnt, sondern weil sie entweder zur Repräsentation notwendig erscheinen, weil die Familie groß ist, weil sie für viele eine Einnahmequelle bieten. Das ist bei der Beratung dieser beiden Steuern alles schon gesagt worden, aber die schönste Weisheit rennt sich an der Tatsache den Kopf ein, daß irgendwoher Geld beschafft werden muß.

Wir scheint aber, die Stadt hat die Möglichkeit, sich auf ganz legalem Wege und ohne jemand zu belasten, Geld zu verschaffen. Denn ich lese, daß soeben in Wilmersdorf ein



Das Handelshaus Molinari.

Unser Bild zeigt das Handelshaus Molinari in Breslau, das Gustav Freytag in seinem berühmten Roman „Gott und Haben“ verherrlicht hat. Der Neffe des Romanhelden ist jetzt wegen Betrugs und Urkundenfälschung angeklagt.

Haus versteigert würde, das bei der Versteigerung mehr als 200 000 Mark einbrachte. Das Haus aber wird als herrenlos angegeben. So etwas gibt es in Berlin: Herrenlose Häuser. Da staunt der Fachmann und der Laie wundernd sich. Wie viele herrenlose Grundstücke mögen noch im großen Berlin liegen, und wie kommt es, daß sie herrenlos geworden sind? Ganz einfach: In der Inflation haben so viele Ausländer Grundstücke gekauft, den Vertrag abgeschlossen und bezahlt, mit schlechtem Geld bezahlt. Hier wurden sie als Besitzer eingetragen und verschwanden aus Deutschland, ohne ihre Adresse zu hinterlassen. Man sucht sie vergeblich, und für sie war der Hauskauf eine Bagatelle, eine Laune, sie erinnern sich vielleicht nicht einmal mehr daran. Also zahlt keiner die Steuern, keiner die Hypothekenzinsen und das Gericht ist verpflichtet, das herrenlose Grundstück zu verkaufen. Es gibt aber auch Fälle, daß gerade in der Inflation oder in den vergangenen bewegten Tagen ein Hausbesitzer starb, seine Erben hinterließ und der Pächter das Haus pflegte und verwaltete, während niemand sich darum kümmerte, bis eines Tages die Steuerbehörde ihren Obulus einforderte und nicht wußte, an wen sie sich wenden sollte. Dann stellte sich heraus, daß das Grundstück keinem gehöre. Man sollte in Berlin einmal eine Bestandaufnahme über die Grundstücke machen. Ich glaube, der Stadt würden sehr viele zufallen, die einen recht hübschen Wert repräsentieren.

Stille Sportarbeit.

Weite Volkskreise, die dem Sport ablehnend gegenüberstehen, beurteilen ihn lediglich auf Grund der Auswüchse, von denen sie hören. Sie wissen nur etwas von großen Bogkämpfen mit riesigen Honotaren für die Boger und von Sechstagerrennen, über die sie in den Berichten zuweilen lesen, daß sie nicht korrekt gefahren werden. Damit ist ihre Kenntnis vom Sport und von sportlichen Dingen zumeist erschöpft.

Das bedeutet für den Sport eine große Gefahr, weil er so mit Dingen belastet wird, die teils Ausnahmefälle sind, teils ihn überhaupt nicht angehen. Was Sport wirklich ist, wie der wahre Sport aussieht und was er erstrebt, erfahren seine Gegner nicht.

Sie sehen und hören nichts von der hingebungsvollen, stillen Arbeit der deutschen Sportverbände an der deutschen Jugend und an dem deutschen Volke. Die ist freilich so gar nicht sensationell, die eignet sich nicht dafür, in das reklamehafte Scheinwerferlicht der großen Schlagzeilen und spaltenlangen, mit fetten Zwischenzeilen bemalten Berichte gestellt zu werden, und darum spricht niemand von ihr, darum wissen nur Eingeweihte von ihr, und doch bedeutet sie einen sehr wesentlichen Teil unseres Sportbetriebes. Sie bringt keinen klingenden, keinen greifbaren Lohn, sie verlangt Opfer an Zeit und Geld; aber sie wird gern und in reichem Maße geleistet. Da ist nichts Materielles, da ist der ideale Sport!

Ein Beispiel: Die deutsche Sportbehörde, also nur einer unserer Sportverbände, hat im Jahre 1929, in diesem einen Jahre, 510 Kurse veranstaltet, an denen insgesamt 27 074 deutsche Männer und Frauen teilgenommen haben. Diese Zahlen sprechen eine berebete Sprache; doch sie besagen noch weit mehr, wenn man berücksichtigt, daß diese Kurse fast ausnahmslos Übungsleiterkurse waren, daß also die Lehren und Erfahrungen der Kurse in weite Kreise Sporttreibender hineingetragen werden. Es waren darunter auch neun Kurse für Volks- und Mittelschullehrer und Lehrerinnen, die der Lehrerschaft einen Einblick in die neuzeitliche sportliche Körpererziehung gewährt haben, und es ist klar, daß diese Kurse, die ständig wiederholt werden und immer neue Gruppen der Lehrerschaft erfassen, von eminenter Wichtigkeit für eine vernünftige Körpererziehung der deutschen Schuljugend sind.

Diese Andeutungen genügen, beweiskräftig darzutun, wie der Sport denkt und handelt, daß es ihm nicht auf Sensationsveranstaltungen und professionellen Schaustellungen, sondern auf die körperliche Erziehung des deutschen Volkes ankommt. Und das ist eine Aufgabe, der niemand seine Anerkennung verweigern kann.